

Der Strom der Töne trug mich fort

»Der Strom der Töne trug mich fort – fern in eine
beglückende Weite!

In Richard Strauss' Oper »Capriccio« betritt die Gräfin mit diesen Worten die Szene. Es ist die Musik des Komponisten Flmand, die sie in Bann gezogen hat. Richard Strauss, einer meiner Lieblingskomponisten, hat mit der bezaubernden Bühnenfigur der Gräfin eine seiner wundervollsten Frauenrollen geschaffen. Ein Leben lang haben mich die Opern dieses Komponisten fasziniert und in unzähligen dirigierten Aufführungen auf der ganzen Welt beglückt. Strauss wurde in den letzten Jahren neben Mozart und Wagner in der Oper und Anton Bruckner im Konzert zu den Schwerpunkten meines Repertoires. Aber es war ein weiter Weg von den Wünschen eines kleinen verträumten Jungen aus Linz, Dirigent zu werden, bis zu den internationalen Zentren der Musik.

Zürich

im Juli 2020

Kindheit in St. Florian und Linz

Sonntag, 10. November 1940, die Welt war in Aufruhr. Durch den Überfall Deutschlands auf Polen war vor über einem Jahr der Zweite Weltkrieg ausgelöst worden. Die USA rüsteten sich für den Kriegseintritt und Europa wurde an diesem Tag durch zwei verheerende Katastrophen erschüttert. Rumänien wurde am selben Tag von einem schweren Erdbeben heimgesucht und im Ruhrgebiet verloren 17 Bergleute bei einem Grubenbrand ihr Leben.

In der idyllischen Marktgemeinde St. Florian (Gau Oberdonau¹) war von den Wirren des Kriegsbeginns noch nicht viel zu spüren. Meine Eltern – Mama, die aus einer Ärztfamilie aus Riga stammte, und mein Vater, der aus Böhmen kommend in Wien aufgewachsen war – hatten sich auf der Suche nach einer Wohnung für die vor Kurzem gegründete Familie in diesem ruhigen, von Wiesen und Feldern umgebenen Ort, der nur 14 Kilometer von Linz entfernt liegt, niedergelassen. Etwas mehr als ein Jahr zuvor hatte mein Vater die Stelle eines Professors für »Deutsche und Englische Handelskorrespondenz« an der Linzer Handelsakademie angenommen und war – frisch verheiratet mit meiner Mutter – in die ihnen völlig fremde Stadt Linz gezogen.

¹ Heute Oberösterreich.

Adolf Hitler wollte Linz zu einer Vorzeigestadt des Dritten Reichs machen und veranlasste eine rege Bautätigkeit. Im nördlich der Donau gelegenen Stadtteil Urfahr war meinen Eltern in der im Bau befindlichen »Führersiedlung« eine große Wohnung in Aussicht gestellt worden. Um die Zeit bis zur Fertigstellung dieser Wohnblocks zu überbrücken, waren sie froh, in St. Florian eine – wenn auch etwas beengte – Wohnung in einem hübschen Bürgerhaus an der Hauptstraße des Ortes zu finden. Mein Vater musste die Strecke von 14 Kilometern in die Industriestadt Linz zu seiner Arbeit bei Wind und Wetter mit dem Motorrad zurücklegen. Ein Jahr zuvor war in St. Florian schon mein Bruder Gerd zur Welt gekommen.

Am 10. November, an einem feucht-windigen Morgen, wurde ich zu Hause mithilfe meines Vaters zur Welt gebracht. Seinen Geburtsort kann man sich nicht aussuchen, doch hatte ich großes Glück, wenn man die kriegsbedingten widrigen Umstände bedenkt, wie die große Wohnungsnot und die allgemeinen Versorgungsmängel. Was meine Eltern nicht voraussehen konnten, war die Tatsache, dass St. Florian mit seinem prächtigen Barockstift der Augustiner Chorherren, in dem Anton Bruckner so viele Jahre als Stiftsorganist gewirkt hatte, für mich mein ganzes Leben lang zu einem magischen Ort werden sollte. Die prachtvolle Basilika war der Ort, in dem ich – einige Jahre später, noch als Kind – das Schlüsselerlebnis hatte, das mich schließlich auf meinen ereignisreichen Weg als Musiker in die weite Welt führen sollte. Noch heute fahre ich auf dem Weg nach Wien immer an der wenig geliebten Stadt Linz vorbei, zweige aber 14 Kilometer später von der Autobahn in Richtung St. Florian ab, um wenigstens ein paar Stunden an diesem mir heiligen Ort zu verbringen und die Plätze meiner frühen Jugend aufzusuchen.



Das Augustiner Chorherrenstift St. Florian

Noch als die Familie längst nach Linz in die fertiggestellte Wohnung im 1. Block der »Führersiedlung«² übersiedelt war, fuhr meine Mutter mit uns regelmäßig nach St. Florian zu Freunden. Damals fuhr eine Schmalspurbahn (etwa vergleichbar mit einer Straßenbahn) die kurze Strecke von Linz in den Wallfahrtsort St. Florian. Im Sommer gab es offene Wagen, die in jeder Sitzreihe Türen ohne Fenster hatten, die man unabhängig voneinander öffnen konnte und die wegen der geringen Geschwindigkeit oft während der Fahrt zum Spaß der Passagiere zum Blumenpflücken aufgemacht wurden. Wir Kinder genossen diese Fahrten zu unseren Freunden jedes Mal. Dort angekommen, vollführten wir Kinder unsere Strei-

² heute Harbachsiedlung.

che. Zu diesen gehörte, sich während der Führungen durch das Augustiner Chorherrenstift mit Kerzen bewaffnet zu verstecken und sich einsperren zu lassen, nachdem die geführte Gruppe die Führung verlassen hatte. Dann schlichen wir uns durch die finsternen Gänge der Krypta zum »Toni«, wie wir *Anton Bruckner* nannten. Der große Komponist lag in einem Sarkophag unter seiner geliebten Orgel, umgeben von den Gebeinen Verstorbener vor Hunderten von Jahren. Für uns war der Anblick eines Sarges, umgeben von meterhoch aufgeschichteten Gebeinen, jedes Mal ein gruseliges Erlebnis. Der Sarkophag hatte zu jener Zeit noch einen gläsernen Deckel³, sodass man den klein gewachsenen Komponisten im Kerzenschein, friedlich wie ein schlafendes Bäuerlein, liegen sehen konnte. Dieser mir unvergessliche Eindruck hat mich mein ganzes Leben begleitet, wann immer ich Musik des St. Florianer Meisters dirigierte.

Oft legten wir den Weg vom Linzer Vorort Ebelsberg zu Fuß zurück und wanderten über Wiesen und Felder, über den kleinen Ort Passian bis zu dem Wall, der die grandiose Klosteranlage umschließt. Das Erlebnis, beim Näherkommen auf der Anhöhe erste, nur angedeutete Harmonien der Bruckner-Orgel zu vernehmen, die sich zu immer klarerer Musik fügten, je näher man kam, war ein unvergesslicher Eindruck. Ganz so beginnen die meisten Symphonien Bruckners, wo sich die Musik erst nach einigen einleitenden Harmonien thematisch zu erkennen gibt.

Linz – Nach ziemlich kurzer Zeit konnte unsere Familie in ihre Wohnung in Linz übersiedeln. Die Stadt war damals häss-

³ Vor ein paar Jahren hat man das Glas des Sarkophags durch einen festen Deckel ersetzt.

lich und mit ihrer Industrie nicht gerade das, was sich ein zart besaitetes Kind wünschen konnte. Wir bezogen eine sogenannte Intelligenzler-Wohnung, wie die für Akademiker bestimmten »Luxuswohnungen« genannt wurden, weil jene – im Gegensatz zu den anderen in dieser kasernenähnlichen Siedlung – eine Zentralheizung besaßen. Diese Heizung wurde allerdings nicht eine einzige Stunde geheizt, weil wegen des Krieges keine Kohlen aufzutreiben waren. Aber auch nach dem Krieg ging die Zentralheizung nie in Betrieb. Wir mussten damals im Winter noch jahrelang mit einem kleinen Wägelchen oder mit dem Schlitten Holz und Kohlen einige Kilometer weit aus der Kohlenhandlung herbeischaffen, um damit einen kleinen Eisenofen im Wohnzimmer zu heizen. Die Wohnung war zwar geräumig, hatte aber eine völlig unsinnige Raumaufteilung, bei der das Vorzimmer größer war als alle übrigen Wohnräume. Die vielen Zimmer wurden von der Verwaltung als Grund genannt, uns später für längere Zeit Untermieter zuzuteilen. Nach der Übersiedlung nach Linz musste mein Vater nun nicht mehr bei Eis und Schnee mit dem Motorrad in die Stadt zum Unterricht fahren.

Da die Bombardements immer häufiger wurden, mussten meine Eltern nach einem Ort für eine sichere Evakuierung suchen. Wir fanden Zuflucht in einem Bauernhaus im Ort Hausruck im Innviertel, einer ländlichen Gegend im Westen von Oberösterreich. Wir bewohnten nur ein einziges größeres Zimmer im ersten Stock, aber immerhin waren wir sicherer als in der Stadt, die unter starkem Beschuss der Alliierten litt. So lernte ich als kleines Kind das primitive Landleben jener Jahre kennen. Hühner, Katzen und Kühe waren die Hauptattraktionen. Meine Schlangenphobie stammt auch aus jener Zeit; ich getraute mich nicht, durch eine nahe Unterführung zu gehen, weil dort eine Schlange lag. Ich nahm einen weiten Umweg in

Kauf, um den kurzen Weg nach Hause zu gehen. Eines Tages fiel mein Bruder Gerd in die Jauchegrube vor dem Bauernhaus und wurde buchstäblich im letzten Moment herausgezogen.

Mein Vater war inzwischen als Soldat an der Front. Ich erinnere mich überhaupt nur ein einziges Mal, ihn bei einem Heimaturlaub mit meinen damals drei Jahren bewusst wahrgenommen zu haben. Er war für wenige Tage in den kleinen Ort im Innviertel gekommen. Ich erinnere mich, dass er mich auf seinen Schoß genommen hat und mir ein Märchen erzählte. Es wurde sein letzter Urlaub.

Soldaten der amerikanischen Besatzungsmacht hatten inzwischen in unserer Abwesenheit in unserer Linzer Wohnung gehaust und sie ziemlich verwüstet. Unser Porzellan hatten sie spielerisch aus dem Fenster geworfen und wie auf Tontauben auf sie geschossen. Die Gitarre meiner Mutter hatten sie in der Mitte auseinandergebrochen und aus purem Vandalismus lange, dicke Nägel in die verschiedenen Möbel und sogar ins Klavier geschraubt. Kurz nach Kriegsende konnten wir wieder in unsere Wohnung nach Linz zurückkehren. Die Stadt war vollkommen zerstört und wurde nun von den Siegermächten verwaltet. Im Norden, im Stadtteil Urfahr, waren es die Russen, die man allerdings wenig bemerkte, weil sie streng kaserniert waren. Ab und zu standen mein Bruder Gerd und ich an der Straße neben den riesengroßen Bombentrümmern und beobachteten die sehr jungen Soldaten, die mit geschorenen Köpfen und Pappkameraden singend zu ihren Schießübungen marschierten. Südlich der Donau besetzten die Amerikaner die wenigen unzerstörten schöneren Gebäude und benützten sie als Kommandantur, als Casinos und als eigene Geschäfte für ihre Versorgung. Oft liefen wir den amerikanischen Mannschaftswagen nach, aus denen die GIs für uns Kinder Kaugummi und andere Süßigkeiten warfen. Das

Elend um uns nahmen wir Kinder kaum wahr, wir kannten ja nichts anderes. Für unsere Mutter war dies allerdings eine sehr schwierige Zeit. Allein das Problem, Tag für Tag etwas Essbares für sich und die drei kleinen Kinder aufzutreiben, war nur schwer zu lösen. Oft ging sie mit einigen Nachbarn auf abgeerntete Felder, um dort noch verwertbare Reste von Kartoffeln und Rüben einzusammeln. Außerdem mietete sie etwas entfernt von unserer Wohnung ein kleines Stück Garten, in dem sie selbst Kartoffeln, Kohl, Karotten und Tomaten anbauen konnte. Ich erinnere mich an karge Frühstücke, bestehend aus einem Stück Brot mit Margarine und einer Tasse Malzkaffee. Wie sehr beneidete ich einen Jungen in unserem Hof, der mit Resten eines Frühstückseis am Mund zum Spielen kam.

Nach dem Ende des Krieges – und noch Jahre danach – schleppte Mama uns drei kleine Kinder – mein jüngerer Bruder Heinz war noch am Ort unserer Evakuierung im Bauerndorf Hausruck auf die Welt gekommen – auf den Linzer Hauptbahnhof von Heimkehrertransport zu Heimkehrertransport. Mein Vater war als vermisst gemeldet worden, daher hatten wir jedes Mal die Hoffnung, dass er vielleicht diesmal dabei war. Wir sahen die Szenen der Freude, wenn sich wiedervereinte Familien glücklich in den Armen lagen. Für uns endete das immer mit Tränen, wenn Papa wieder nicht unter den Heimkehrern war. Nach einigen Jahren wurde es dann zur traurigen Gewissheit, dass er nicht wiederkommen würde. Erst Jahre später erfuhren wir, dass er bei Minsk im Kugelhagel russischer Partisanen sein Leben für das mörderische Regime der Nazis gelassen hatte.

Nun stand Mama als Kriegerwitwe mit drei kleinen Kindern in einer ihr völlig fremden Stadt mit einer Bevölkerung, die einen ihr fast unverständlichen fremden Dialekt